

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 2 (1912)  
**Heft:** 26

**Artikel:** Die Tellspiele in Interlaken [Schluss]  
**Autor:** H.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637547>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Verlegenheit. Frankreich, Genf und Bern versagten sich ihm. Wohin sollte er sich wenden? Da vertraute er sich für drei Jahre der Großmutter Friedrichs II. an. Der preussische Statthalter Marschall Keith in Neuenburg wurde sein Gönner und Beschützer. Zu Motier im Traverstal fand er ein Asyl. An den Bürgermeister Favre in Genf schrieb er den 12. Mai 1763: „Ich erkläre Ihnen, mein Herr, und bitte Sie, es auch in meinem Namen dem Hohen Rat zu erklären, daß ich auf mein Bürger- und Bürgerrecht von Genf verzichte.“ Von Motier aus schleuderte er wider die Herren von Genf jene vernichtenden „Briefe vom Berg“, das schärfste, was je gegen Patrizierdünkel und Eigennutz geschrieben wurde. Als dann aber Rousseau dem durch geistlichen Einfluß fanatisierten, seine Fenster und Türen steinigenden Pöbel von Motier im August 1765 nach der Peterinsel auswich, wie hätte das mächtige Bern seinen vor drei Jahren erlassenen Ausweisungsbefehl vergessen sollen. Ein solches Verzeihen und Vergessen war von den scharfen Zensoren Berns nicht zu erwarten.

Voller Vertrauen setzte Rousseau dennoch auf das Eiland über, fuhr fort zu botanisieren, wie er es auf den Wanderungen in den Surabergen geübt hatte, er faßte sogar den Plan, eine Flora petrinularis zu schreiben. Er war hier im Verkehr mit der freien Natur und der guten Schaffnersfamilie einige Wochen lang der glücklichste Mensch auf Erden. Wenn nur keine Besucher, keine Briefe gekommen wären. Er suchte sich so gut als möglich unsichtbar zu machen. Er hatte keinen andern Wunsch, als hier in aller Stille und Verborgenheit sein Leben zu beschließen, denn er war krank und müde. Schon färbte der Herbst das Kieblaub, die Buchen und Büsche der Insel, als ihm der Landvogt Graffenried in Nidau — ungern genug — den Ratsbefehl übermittelte, die bernischen Lande von neuem zu verlassen. Im Geheimratsmanual des Berner Staatsarchivs liest man unter dem 10. Oktober: „Nidau Präf. Dem vernemen nach soll sich der bekannte J. J. Rousseau auf St. Peters-Insel im amt Nidau befinden. Wir haben dero der nothwendigkeit zu sein befunden, Euch befehllichen aufzutragen, Ihme, wenn er sich noch allda aufhielte, zu verdeuten, daß er sich vonda wegg und auß Ihren Gn. H. Landen begeben thue.“

Es berührt wohlthuend, daß auch hier wie in Sferzen wenigstens der ausführende Beamte für den kranken, verhegten Flüchtling ein menschliches Mithren spürte und dringende Fürsprache einlegte, wofür ihn der Rat unwirksam tadelte und dem Asylsuchenden das Verlassen des Gebiets innert 24 Stunden gebot. Rousseaus Bericht in den „Bekennnissen“ fñhlt man es an, daß ihm der Marschbefehl in tiefster Seele wehthat. Was half es ihm, daß am Abschiedstag viele Personen, auch solche aus Bern, auf die Insel kamen, ihm ihre Teilnahme und Entrüstung über den harten Ratsbeschluß zu bezeugen. Unter diesen Tröstern fand sich auch Herr Wildermet von Biel, der ihn in dieses Städtchen einlud. A. Meylan erzählt: „Am Vorabend seiner Abreise ließ er sich seine Laute bringen, zu der er mit erstückter Stimme einige wahrscheinlich am gleichen Tage erst gedichtete Strophen sang, um dadurch seinen Wirten im Momente der Trennung seine Dankbarkeit und sein Bedauern auszudrücken. Des Schaffners Schwester, welche Zeugin

dieser rührenden Szene war, hatte sich mehrere Strophen gemerkt.“ Die zwei ersten lauten:

Chers amis, le sort m'entraîne.	Adieu, retraite chérie,
Demain, mon cœur, déchiré,	Où, des méchants oublié,
De regrets amers navré	Sous les yeux de l'amitié,
Va rompre sa douce chaîne,	Je laissai couler ma vie;
Et se livrer, sans appui,	Où, dans ton sein maternel,
Aux traits que dardent sur lui	Nature, fille du ciel,
La calomnie et la haine.	J'avais trouvé ma patrie.

Während Rousseau seine rauhen Seiten öfters den Gebildeten oder besser Ueberbildeten zugekehrt hatte, war sein Verkehr mit den Leuten aus dem Volk immer herzlicher und zutraulicher gewesen. Der Schaffnersfamilie hatte er häufig bei ihren ländlichen Arbeiten, z. B. dem Obstablefen, geholfen, sie sah ihn ungern scheiden. Sein Herz schlug zeit lebens für das Volk der niedern Stände, deren Leiden er kannte. Niemals wäre ihm, wie Voltaire, dem geldreichen, die Bezeichnung canaille auf die Lippen gekommen. Fürs Volk hat er gestritten und gelitten. Und jetzt begann für ihn die eigentliche Leidenszeit. Was wunder, daß dem ruhelos Verhegten in den nächsten Jahren sich die Melancholie bis zum Verfolgungswahnstimm steigerte. Und doch hat dieser Kranke in den Zeiten, da sein Leiden aussetzte, noch ein umfangreiches Werk geschrieben voller Schönheit und Größe, seine „Bekennnisse.“ Diese seine Lebensbeschreibung führt bis zu seiner Abreise aus den bernischen Landen.

Nachdem Rousseau der Einladung Wildermetz, nach Biel zu kommen, gefolgt war, zeigte es sich, daß die Stimmung der Bürgerschaft gegen ihn nicht die beste war. — Nach drei Tagen verließ er Biel und reiste über Straßburg nach England zu seinem Freunde David Hume. Sein krankhaftes Mißtrauen ließ ihm aber keine Ruhe, er kehrte nach einigen Monaten unbehelligt nach Frankreich zurück, wo er eine Zeitlang in nervöser Unrast von Ort zu Ort zog. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er, wiederum notenschreibend, im vierten Stockwerk eines Hauses an der Rue Plâtrière zu Paris. Tägliche Spaziergänge, auf denen er eifrig botanisierete, hielten seine Körperkräfte aufrecht. Im Frühling 1775 folgte er der Einladung eines Herrn Girardin, die schöne Jahreszeit auf seinem Landgute bei Emmenonville zuzubringen. Im Park dafelbst gab es auch einen kleinen See und in diesem eine kleine Insel, die ihn wohl oft an die Peterinsel erinnern mochte. Diese Bielerseeinsel hat er nie vergessen können. Noch in seinem letzten Werk, das er beruhigten Gemütes schrieb, in seinen „Träumereien eines einsamen Spaziergängers“ schildert er so beredt die Wonnen, die er dort während seines Herbstaufenthalts 1765 genossen hatte. Als er am 3. Juli 1778, von Therese treu gepflegt, verstarb, wurde er nach seinem Wunsch auf der Parkinsel zu Emmenonville bestattet. Gewiß geschah es ganz wider Rousseaus Willen und Fühlen, als 1794 der Konvent seine sterblichen Ueberreste in die Gruft des Pantheon in Paris neben den Sarkophag Voltaires verbringen ließ. Auf einer Insel, in den Armen der Natur hätte er auch immer ruhen mögen. Sein Empfinden stimmte überein mit G. Kellers:

D selig Sterben und Verschwinden  
In deiner stillen Herbergsruh!“

## Die Telspiele in Interlaken.

(Schluß.)

Zunächst die Bühneneinrichtung. Bühne und Zwischenraum liegen in einer buchartigen Talmulde am Waldsaume des Rugenparks; von drei Seiten ist dieser Platz von ansteigendem, hochstämmigen Laub- und Nadelwald umgeben. Auf die zirka 1500 Zuschauer fassende Tribüne blicken von hinten und rechts die Berge und der offene Himmel herein. Die Bühne besteht zunächst aus einem grünen Wiesenplan, der rechts und links in prächtigen Waldwegen sich verliert, die wundervolle Perspektiven zwischen blanken Buchenstämmen und

duftigem Geäst hinaus ins Himmelsblau gestatten. Links steigt der Wald zu steiler Höhe an, während rechts die Waldwiese an einen Bach angrenzt. Dieses von der Natur schon verschwenderisch ausgestattete Plätzchen galt es nun für die szenischen Bedürfnisse eines inhaltsreichen Dramas zuzurichten. Da regten sich scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten. Das Nacheinander der Szenen, wie es durch Coullissenwechsel auf der geschlossenen Bühne möglich ist, wurde hier auf der vorhanglosen Naturbühne zum Nebeneinander: rechts unten der



Cellspiele in Interlaken: Armgard und Geßler in der Hohlen Gasse.

gestaute Bach als „Felsenufer am Vierwaldstättersee“, es fehlte nicht der schaukelnde Rahn, die Fischerhütte mit Schilfdach und Fischernetzen. Daran schließen sich das Rütli, eine prächtige Waldpartie und die Hohle Gasse, aus der Tiefe des Waldes heraufsteigend. Ihre Fortsetzung zur Bühnenmitte wird zur „Seerstraße“, an der das Stauffacherhaus steht. Nicht fehlt hier die Linde, unter der Stauffacher kummerbeschwerten Herzens sitzt, und waldeinwärts erblickt man die Brücke, auf die seine beherzte Gattin weist: „Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.“ — Weiter füllt nun den Hintergrund eine Reihe heimeliger Holzhäuser, die ein richtiges Bergdörflein vortäuschen. Da ist zunächst das „Spielhaus“ für die Zimenzenen, das mit dem nächsten wunderhübschen Steindachhäuschen durch einen großen Holztorbau verbunden ist. Dies ist der Eingang zum Hofe der Zwingerei, deren unvollendeter Turm mit Baugerüsten hoch oben im Hintergrund ragt. Hier führt die Dorfstraße zwischen Häuschen rechts und links und neben dem Kirchlein im Hintergrunde vorbei auf den „Deffentlichen Platz bei Altdorf“, wo die Linde und der Dorfbrunnen stehen. Am Hang links oben klebt Tells Häuschen mit heimeligen Buzenscheiben und Geranienstöcken vor den Fenstern.

Das ganze Bühnenbild erweckt dadurch, daß die künstlichen Teile diskret in die Natur eingepaßt sind, den Eindruck der Harmonie. Eine beschauliche Ruhe strömt aus ihm auf den Zuschauer über und erregt eine Seelenstimmung, die durch eine strahlende Maiensonne mit ihrem tausendfaltigen Farbenspiel im Laub- und Astwerk der Buchenbäume zur höchsten künstlerischen Aufnahmefähigkeit gesteigert werden kann.

Und nun beginnt das Spiel: Eine Kuhherde steigt aus dem Wald herab, zieht über die Wiese und verliert sich im Wald mit melodischem Glockengeläute. Sift

wie ein Märchen! Dann sprengen des Landvogts Reiter an; man hält den Atem an; ob sie den Baumgartner noch einholen? — Ach, in diesem Augenblicke wünschte man den „Tell“ mit der naiven Unwissenheit des Bauernjungen genießen zu können, der die Faust macht im Zorn über des Vogtes Schandtaten. Aber auch wer seinen Schiller gut im Kopf und im Herzen hat, erlebt Eindrücke bei dieser Aufführung so überraschend und neu, daß er ihrer zeitlebens mit Freuden gedenkt. Wenn da der Dorfplatz sich füllt mit Volk in malerischen Kostümen, die Männer des Rütli sich drohend an die Landvogtknechte drängen mit erregten Hüfen und Geberden, die bald in Tätlichkeiten übergehen, um ihren Tell zu befreien: man weiß nicht, wo die Blicke haften lassen; man möchte jede Einzelheit erfassen, mit den Augen mithelfen. Wenn dann im Momente der höchsten Erregung, da der Frieshart zu Boden geschlagen und der Tell frei ist, Pferdgalopp ertönt und „Platz, Platz für den Landvogt!“ die Reiter angesprengt kommen; wenn dann Geßler auf hohem Roß in schneefelgelbem Mantel geritten kommt, dann erstarren mit der Menge auch wir in tödlicher Furcht vor dem Schrecklichen, das jetzt unausweichbar kommen muß. Und wenn Tells Pfeil den Tyrannen gefällt in der Hohlen Gasse, der bunte Hochzeitzug auf der Höhe des Waldweges erscheint, die barmherzigen Brüder den Halbkreis um den Toten ziehen und das dumpfe Sterbelied singen, dann wird vor uns ein Bild lebendig, das mit Stückelberger'scher Kraft und Richter'scher Lieblichkeit zugleich gemalt sein könnte. Und endlich, wenn sich am Schlusse das gesamte Volk rings auf den Höhen einfindet und der Talgrund vor Tells Wohnung sich mit Landleuten füllt, und der Tell dann herauskommt, vom Volk als Retter des Landes begrüßt, dann erkennen wir erst recht des Dichters Absicht, ein ganzes Volk als Helden darzustellen, den Tell in der Mitte als Verkörperung seines eigenen Heldentums.

Man mag auf die Unzulänglichkeit der Freilichtbühne in der Darstellung der Baumgartner- und Rütli'szene hinweisen, man mag mit Achselzucken diese „Bewunderung von Natur und Kunst“ abtun, man mag endlich auf die fatale Abhängigkeit des Freilichttheaters von der Witterung hinweisen; die Tatsache bleibt doch bestehen: eine Tellaufführung auf der Naturbühne, auf einer Naturbühne, die nur einigermaßen der idealen im Rugenpark gleicht, hat ungleich größere Wirkungsmöglichkeiten als solche auf einer geschlossenen Bühne. Und wenn dazu noch die schauspielerischen Leistungen so befriedigend sind wie die der Interlakener, dann kann man jedem mit gutem Gewissen einen unbergeßlichen Genuß versprechen, der den Rat befolgt und zum Tellspiel in Interlaken reißt. H. B.



Cellspiele in Interlaken: Geßlers Tod in der Hohlen Gasse.